

FLEUR DAUGEY

OLIVIER CHARPENTIER

FREIHEIT!

HARRIET TUBMAN,
eine amerikanische
Heldin



SKLAVE SEIN

Ein Sklave ist ein Mensch, den man aller seiner Rechte beraubt hat. Er ist nicht mehr frei. Was heißt das, nicht mehr frei zu sein? Ein Strafgefangener ist nicht frei, dahin zu gehen, wo er hinmöchte; er ist eingesperrt. Aber im Übrigen kann er immer noch wählen, studieren, heiraten, arbeiten oder nichts tun, je nach Laune. Eines Tages wird er aus dem Gefängnis wieder herauskommen und leben, wie es ihm gefällt. Wenn eine Person aber ihre Freiheit verliert, nimmt man ihr alles, was ein menschliches Leben ausmacht, und zwingt sie, nach den Vorgaben ihres Herrn zu leben.

WIE EINE SACHE

Von 1619 bis 1865 wurden Schwarze Menschen oder solche mit einem Schwarzen Elternteil in Nordamerika versklavt, weil die weiße Bevölkerung sie als minderwertige menschliche Wesen ansah. Diese Art zu denken nennt man Rassismus. Sie ist unsinnig, ungerecht und unakzeptabel, denn bei allen Unterschieden der Hautfarbe oder der Kultur ist jeder Mensch einfach ein Mensch.

Rassistische Vorstellungen führten dazu, dass die Weißen die Schwarzen benutzten, wie es ihnen gerade gefiel. So mussten diese sehr hart arbeiten, ohne einen Lohn zu erhalten, durften nicht auf eine Schule gehen und wurden verliehen und verkauft. Wie Sachen. Eheleute konnten voneinander getrennt werden, Eltern von ihren Kindern, ohne dass die einen von den anderen wussten, wohin sie geschickt wurden. Sklaven konnte man das Essen oder medizinische Fürsorge vorenthalten, sie konnten geschlagen, verletzt und getötet werden, wie es ihrem Herrn oder ihrer Herrin gerade gefiel.

UM JEDEN PREIS FREI SEIN

Die Sklaven waren nicht glücklich darüber, so leben zu müssen, aber es war sehr schwer für sie aufzubegehren, denn das Gesetz war gegen sie, und die Strafen waren grausam. Trotzdem waren manche von ihnen entschlossen, sich ihre Freiheit zurückzuholen, koste es, was es wolle.

Harriet Tubman war eine davon. Sie war als Sklavin geboren und erfuhr dieselben Schikanen, Schläge und Einschränkungen wie alle anderen in ihrer Lage. Doch sie beschloss, dass damit Schluss sein musste, dass sie in Freiheit leben wollte. Harriet floh deshalb in den Norden der USA, wo die Sklaverei verboten war. Sie selbst eroberte für sich die Freiheit, ein Mensch zu sein.

DIE ANDEREN BEFREIEN

Doch es genügte ihr nicht, endlich frei zu sein. Sie wollte, dass alle Schwarzen den Schrecken der Sklaverei entkommen sollten. Sie wurde deshalb Mitglied in einem geheimen Netzwerk, das sich **Underground Railroad***, also „unterirdische Eisenbahn“ nannte. Zu dieser Organisation gehörten Schwarze und auch Weiße, die Sklaven halfen zu fliehen. Solche Menschen wurden Abolitionist:innen* genannt, das heißt „Abschaffer“, weil sie die Sklaverei abschaffen wollten. Dieses Thema war in den USA so brisant, dass es zur Ursache wurde für den Sezessionskrieg* zwischen den Nordstaaten, die die Sklaverei bekämpften, und den Südstaaten, die an ihr festhielten. Harriet Tubman hat an diesem Krieg als Krankenschwester, Spionin und sogar als Kommandantin eines Überfalls teilgenommen.

Dieses Buch erzählt zwei ineinander verschränkte Geschichten. Die der Sklaverei in den USA und die von Harriet Tubman, dieser tapferen Frau, die sich gegen die unwürdigste Institution, die man sich vorstellen kann, erhoben hat.

DIE ANFÄNGE DER SKLAVEREI

Bis 1607 war das riesige Gebiet, das heute Vereinigte Staaten von Amerika heißt, ausschließlich von Indianern besiedelt. In diesem Jahr jedoch ließen sich einige britische Siedler in Jamestown in Virginia nieder. Dann kamen noch andere, und nach und nach eigneten sie sich Gebiete an, die zu Kolonien des Vereinigten Königreichs wurden. Auch Frankreich und Spanien errichteten Kolonien. Am 4. Juli 1776 erklärten dreizehn britische Kolonien ihre Unabhängigkeit, die sie nach dem gleichnamigen Krieg auch erhielten. Sie wurden dann zu einem einzigen Land: den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach und nach schlossen sich weitere Staaten den ersten an, bis es die fünfzig Staaten von heute waren.

1619 kommen zwanzig Sklaven aus Afrika in Jamestown an. Es sind die allerersten. Sie haben eine ziemlich besondere Rechtsstellung. Sie sind Sklaven auf Zeit. Nachdem sie eine bestimmte Anzahl von Jahren für einen Herren gearbeitet haben, werden sie freigelassen. Auch viele Europäer gelangen unter denselben Bedingungen in die nordamerikanischen Kolonien. Sie bleiben zum Beispiel so lange Sklaven, bis sie die Kosten für ihre Überfahrt abgearbeitet haben. Dann aber sind sie frei.

Das war der Anfang der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Zu Beginn betraf dieses System sowohl Schwarze als auch Weiße – mit dem Unterschied, dass Letztere freiwillig kamen und Erstere mit Gewalt entführt worden waren. Und das ist ein entscheidender Unterschied.

DER SKLAVENHANDEL

Die Afrikaner, die nach Nordamerika gebracht wurden, waren Opfer eines systematischen Sklavenhandels. Englische, französische oder spanische Schiffe landeten in Afrika mit „Einkäufern“ an Bord, um Menschen zu kaufen und sie in die amerikanischen Kolonien zu bringen. Entlang der afrikanischen Westküste bis hinunter zum Kongo und nach Angola wurden Afrikaner zum Kauf angeboten.

1927 hat Cudjo Lewis, der einzige Zeuge des Sklavenhandels, der damals noch lebte, erzählt, wie er aus seinem Dorf entführt wurde, um als Sklave nach Amerika geschickt zu werden. Er lebte im heutigen Benin. Verschiedene Könige bekriegten sich dort untereinander, und manche unter ihnen organisierten Raids* in den Dörfern ihrer Feinde, um Männer und Frauen zu kidnapen und sie dann den Weißen zu verkaufen. Genau das war Cudjo passiert. Feinde hatten zahlreiche Dorfbewohner niedergemetzelt und ihn zusammen mit anderen Männern gefangen genommen.

Als er an die Küste gelangte, sah er zum ersten Mal in seinem Leben das Meer und Weiße. Ganz nackt wurde er in den Frachtraum eines riesigen Schiffs gebracht, und dort litt er wochenlang Hunger und Durst. Er hatte keine Ahnung, wohin man ihn brachte und was mit ihm geschehen würde. Viele Sklaven glaubten, die Weißen seien Kannibalen, die sie auffressen würden.

Ich bin ein Sklavenkind

Ich heiße Araminta Ross. Ich bin acht Jahre alt. Man nennt mich Minty. Später werde ich Harriet Tubman sein. Tubman ist der Name meines ersten Manns, und Harriet der Vorname, den ich mir aussuchen werde, wenn ich eine freie Frau bin. Jetzt bin ich aber noch nicht frei. Ich bin 1820 oder 1822 geboren. Vielleicht auch erst 1825. Niemand weiß das genau, denn meinen Herrn interessiert mein Geburtsjahr nicht. Meine Mutter heißt Harriet Green und mein Vater Benjamin Ross. Ich lebe auf einer Pflanzung in Maryland, einem Sklavenhalterstaat der USA. Meine Mutter arbeitet im Haus ihres Herrn; sie ist Köchin. Mein Vater wiederum gehört einem anderen Herrn; er ist Metzger. Beide sind Sklaven.



Ich gehe nicht zur Schule, ich kann weder schreiben noch lesen. Bis ich fünf war, bin ich zu Hause geblieben und habe mich um meinen kleinen Bruder gekümmert, aber von dem Alter an habe ich arbeiten müssen. Eines Tages, als ich gerade auf dem Hof gespielt habe, ist die Herrin meiner Mutter gekommen und hat uns gesagt, dass mich jemand ausgeliehen hat und dass ich nun bei einer anderen Dame leben muss. Ich wollte nicht von meiner Mutter fort, aber ich musste.



Meine erste Herrin hieß Miss Susan. Gleich bei meiner Ankunft hat sie mir aufgetragen, in dem großen Haus Staub zu wischen, aber sie hat mir nicht gesagt, wie ich das machen soll. Ich habe angefangen zu arbeiten. Ich habe die Möbel verrückt und mit meinem Staubtuch den Staub in alle Richtungen gewirbelt. Als Miss Susan in das Zimmer kam, hat sie gesehen, dass alles noch genauso schmutzig war wie zuvor. Sie ist rot angelaufen vor Wut und hat angefangen, mich auf den Rücken und den Hals zu peitschen. Miss Emily, die Schwester von Miss Susan, war an diesem Tag zu Besuch. Sie hat das Auspeitschen beendet und mir erklärt, wie man richtig saubermacht.

SKLAVENLEBEN

Zunächst gab es Sklaverei sowohl im Norden als auch im Süden der Vereinigten Staaten. Ab 1660 aber verbesserte sich in Großbritannien die wirtschaftliche Lage, und nur noch wenige Kolonisten kamen nach Amerika, um dort zu arbeiten. Doch das Land brauchte viele Arbeitskräfte, um die Felder zu bestellen. Deshalb wurden immer mehr Sklaven gekauft, damit sie auf den Plantagen arbeiteten, die es vor allem im Süden gab. Auf den großen Flächen dort bauten sie Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Reis und vor allem Baumwolle an.

Die Wirtschaft im Süden beruhte fast ausschließlich auf diesen Kulturen, die viel Geld einbrachten. Im Norden war es anders. Für die Getreideernte dort brauchte man dank der Erfindung der Mähmaschine keine Sklaven. Im Norden gab es auch immer mehr Fabriken, die spezialisierte Arbeiter beschäftigten. In den Nordstaaten wurde deshalb nach und nach die Sklaverei abgeschafft, während sie im Süden eine wichtige Institution blieb.

GRAUSAME HERRINNEN

Auf den Plantagen gab es zwei Kategorien von Sklaven: die, die im Herrenhaus arbeiteten – das waren meist Frauen –, und die, die auf den Feldern arbeiteten. Manche Sklaven arbeiteten auch als Schmiede, Schuhmacher und Hufschmiede. Im Haus waren sie Hausmädchen, Köchinnen oder Ammen für die Kinder der Herrinnen. Den ganzen Tag über waren sie in Kontakt mit den Mitgliedern der Herrenfamilie, vor allem mit der Hausherrin, der Frau des Herrn. Die Sklaven der Plantage waren oft ihr Eigentum, weil Mädchen sie beim Tod ihrer Eltern vererbt bekamen. Männer erhielten eher die Felder als Erbe. Lange Zeit glaubten die Historiker, dass Frauen weniger mit der Sklaverei zu tun hatten als Männer, doch neuere Studien haben gezeigt, dass Frauen ebenso darin verstrickt waren. Und sie konnten sich als ebenso grausam erweisen wie ihre Männer, oft sogar als noch grausamer. Sobald ein Sklave einen Fehler machte oder seiner Herrin Widerworte gab, konnte die ihn auspeitschen oder auspeitschen lassen. Peitschenhiebe sind extrem schmerzhaft und hinterlassen auf dem ganzen Körper schreckliche Narben. Zu viele können sogar tödlich sein.

EIN KIND VOM HERRN

Die Frauen, die im Haus arbeiteten, wurden nicht selten von ihren Herren vergewaltigt, und die Sklavinnen auf den Feldern waren ebenso wenig sicher vor sexuellen Übergriffen. Nicht selten wurden sie von ihrem Herrn geschwängert. Ihre Kinder wurden Mulatten* genannt und blieben meistens Sklaven wie ihre Mütter, selbst wenn sie eine weiße Haut hatten. Es galt, dass ein einziger Tropfen „schwarzen Bluts“ reichte, um ein Kind zum Sklaven zu machen.

Ich hasse es zu weben!

Bei Miss Susan musste ich mich auch um das Baby kümmern. Nachts musste ich neben der Wiege ausharren, um das Kind zu wiegen, damit es nicht schrie. Am Tag war ich daher bei meiner Arbeit oft müde und schlief auf dem Boden sitzend ein. Wenn das Baby dann wieder schrie, tauchte die Herrin wütend mit der Peitsche in der Hand auf. Immer wieder züchtigte sie mich. Mein ganzes Leben werde ich die schrecklichen Narben von diesen Schlägen tragen. Dann hat Miss Susan mich aber entlassen und zu meiner Mamma zurückgeschickt.

Aber das war nicht das Ende meines Unglücks. Mit sechs Jahren wurde ich wieder ausgeliehen und zu einer Weberin geschickt, wo ich Kleiderstoffe weben lernen sollte. Ich habe die Arbeit gehasst, habe meine böse Herrin gehasst, und habe es gehasst, den ganzen Tag im Haus eingesperrt zu sein! Ich habe also schlecht gearbeitet, absichtlich. Eines Tages hat die Herrin ihrem Mann gesagt, dass ich dumm bin und zu nichts taue. Deshalb hat er eine andere Aufgabe für mich gefunden, nämlich im Sumpf Fallen für Bisamratten aufzustellen. Der Herr verkaufte das Fell der armen Tiere. Die Arbeit war schrecklich schwer für ein Kind – ich war den ganzen Tag im kalten Wasser. Doch immerhin war ich weit weg vom Haus. Einmal hatte ich die Masern, und sie haben mich trotzdem in den Sumpf geschickt. Die Krankheit wurde dadurch natürlich schlimmer. Meine Mutter hat daraufhin bei ihrer Herrschaft darauf bestanden, dass ich wieder zu ihnen zurückkommen sollte, und ich konnte mich in ihre zärtlichen warmen Arme fallen lassen. Aber kurze Zeit später wurde ich wieder ausgeliehen ...



HERREN UND VORARBEITER

Manche Sklavenbesitzer überwachten selbst die Arbeit ihrer Schwarzen. Wenn sie fanden, dass diese nicht schnell genug die Baumwolle pflückten, konnten sie sie jederzeit auspeitschen oder schlagen. Andere beschäftigten Vorarbeiter. Diese Männer waren manchmal selbst Sklaven, manchmal aber auch Weiße, die für diese Arbeit engagiert wurden. Sie überwachten ununterbrochen, was die Schwarzen taten, damit sie gut arbeiteten und nicht auf die Idee kamen zu fliehen. Diese Vorarbeiter waren oft sehr grausam und quälten die Sklaven ohne besonderen Grund, bloß weil sie die Macht dazu hatten.

DAS SKLAVENQUARTIER

Nach den langen Arbeitstagen kehrten die Sklaven in ihr Quartier zurück. Es bestand aus ein paar Holzhütten weit abseits des Herrenhauses. Die Familien lebten gedrängt in diesen Hütten, die oft sehr klein waren und in denen es nur wenige Möbel gab. Meist schliefen alle auf der Erde, ohne Bett. Die Mahlzeiten waren entweder gut oder zu knapp, je nachdem, wie es den Herren gefiel. Nicht alle Herrschaften waren Monster, die ihre Sklaven fortwährend schlugen und hungern ließen. Manche gaben ihnen genug zu essen und erlaubten ihnen, einen Garten anzulegen. Doch diese scheinbare Großzügigkeit hatte vor allem den Zweck, sie zu produktiven Arbeitern zu machen: Ein gesunder und gut ernährter Sklave arbeitet viel besser als ein schlecht ernährter und misshandelter.

Am Abend konnten die Sklaven endlich etwas Zeit unter sich verbringen. Sie beteten, sangen und tanzten, um ihrer Existenz etwas von ihrer Härte zu nehmen.

Der Unfall



Ich bin jetzt dreizehn Jahre alt, und da ich es hasse, den Befehlen der Herrinnen zu folgen, hat man mich auf die Felder geschickt. Die Herrschaft findet, ich bin zu dumm für die Hausarbeit; dabei habe ich ihnen das nur weism gemacht. Die Feldarbeit ist sehr anstrengend. Das ist mir aber egal, denn ich bin lieber draußen bei meinen Leuten als dauernd von einer jungen Herrin belästigt zu werden. Außerdem macht es mich kräftiger, wenn ich mit der Hacke arbeite oder Holz schlage.

Vor einiger Zeit ist mir etwas Schreckliches passiert. Ich begleitete die Köchin ins Dorf, um ihr beim Einkauf zu helfen. Als wir beim Dorfladen anlangten, traute ich mich nicht hineinzugehen, weil ich mich wegen meiner dicken Haare schämte, die nicht zu bändigen sind und die ich nie kämme. Ich blieb also draußen vor der Tür. Drinnen brüllte ein Vorarbeiter einen Sklaven an, ich weiß nicht, weshalb. Sie schreien ja immer, statt einfach ja oder nein zu sagen. Der Mann war so wütend, dass er nicht mehr weiß, sondern rot war! Irgendwann griff er sich ein dickes Eisengewicht von der Waage.

Der Sklave kriegte es mit der Angst zu tun und rannte zum Ausgang. Der Vorarbeiter warf nun das Gewicht mit aller Kraft in die Richtung des Flüchtenden, aber der wich ihm aus. Und da ich am Eingang stand, erwischte es mich voll am Kopf! Ich verlor das Bewusstsein und blutete heftig. Ich hätte auf der Stelle tot sein können, aber ich glaube, dass mein dickes Haar mich gerettet hat, weil es den Aufprall abfederte. Man hat mich auf einen Stuhl gesetzt und mich so zurück zur Plantage gebracht. Ich durfte mich nicht einmal ins Bett legen.

Zwei Tage lang habe ich geblutet und unter heftigen Schmerzen gelitten. Kein Arzt ist gekommen, um meine Wunde zu behandeln. Und schon am dritten Tag musste ich wieder zum Arbeiten aufs Feld. Dabei lief das Blut noch immer von meiner Stirn herunter auf das ganze Gesicht, aber das war meinem Herrn egal. Ich bin ja nur eine Sklavin. Aber ich bete jeden Tag, dass der Herr mir Kraft gibt: Kraft zu kämpfen. Seit diesem Unfall passieren übrigens seltsame Dinge mit mir. Mitten in einem Gespräch schlafe ich scheinbar ein, denn mein Geist wandert in eine andere Welt, wie in einem Traum. Dann komme ich wieder auf die Erde zurück und setze das Gespräch dort fort, wo es unterbrochen war. Ich habe Visionen, ähnlich Träumen, und ich bin mir sicher, dass Gott sie mir sendet.



SKLAVENEHE

Die Ehe von Sklaven hatte keine rechtliche Bedeutung; sie widersprach dem System der Sklaverei. Denn damit eine Ehe vor dem Recht Bestand hat, muss jemand aus freiem Entschluss sich mit einer anderen Person verbinden. Die Herren in den Südstaaten aber wollten ihren Sklaven keinerlei Freiheit zubilligen, nicht einmal diese. Manche von ihnen ermunterten sie gleichwohl dazu, inoffiziell zu heiraten, weil die Männer nicht so leicht fortliefen, wenn sie Familie hatten. Andere Herren verboten jede Heirat.

Manchmal verheiratete ein Pastor Sklaven, aber meistens erledigten das der Herr und die Herrin. „Jumping the Broom“, über den Besen springen, war dabei ein oft praktiziertes Ritual. Braut und Bräutigam sprangen gemeinsam oder nacheinander über einen Besen, um ihrer Zusammengehörigkeit symbolisch Ausdruck zu verleihen. Diese Praktik hatte es in Europa vor langer Zeit, vor der Verbreitung des Christentums, gegeben. Die Herrschaften führten das für ihre Sklaven ein, denn „Jumping the Broom“ bedeutete für sie eine Heirat ohne rechtliche Bedeutung, anders als eine „richtige“ amtlich registrierte Eheschließung.

Ich heirate!

Ich bin jetzt ungefähr neunzehn und ich heirate! Mein Auserwählter heißt John Tubman. Unsere Ehe ist weder in einem Rathaus noch in einer Kirche geschlossen worden. Sie ist in keinem Verzeichnis eingetragen und hat keinerlei rechtliche Bedeutung. Wenn mich mein Herr eines Tages verkaufen will, kann ich nicht sagen: „He, warten Sie, Sie können uns doch nicht trennen, wir sind ja verheiratet!“ Er würde uns bloß auslachen ... John ist aber ein freier Mann, denn die Herren können uns freilassen, wenn sie sich dafür entscheiden. Manche schreiben in ihr Testament, dass ihre Sklaven an ihrem Todestag freigelassen werden sollen.

Wenn wir zusammen Kinder haben, werden sie Sklaven sein wie ich, denn sie erben die Rechtsstellung ihrer Mutter. Doch erst einmal versuchen wir, das Leben ein bisschen zu genießen.



SKLAVENMARKT

Sklaven wurden als Waren betrachtet, so wie Nutztiere oder Baumwolle oder landwirtschaftliche Geräte. Je nach Geschlecht, Alter und Fähigkeiten hatten sie auch unterschiedliche Preise. So gehörte eine Amme, die viel Muttermilch hatte, zu den teuersten Sklaven, denn sie konnte viele weiße Babys stillen. Wenn eine Herrin Geld brauchte, um sich ein neues Kleid zu kaufen, konnte sie einen Sklaven verkaufen. Zu dem Zweck setzte sie eine Anzeige in die Zeitung oder wandte sich an einen Sklavenhändler, der den jungen Mann bei einer Versteigerung auf dem Markt verkaufte.

EIN SCHRECKLICHER MARKTTAG

Ein Sklave, der verkauft werden sollte, wurde von seiner Familie getrennt und in einen Gefängnisraum gesteckt, wo er bis zum Markttag ausharren musste. An diesem Tag wurde er auf einer Bühne ausgestellt, vor den potentiellen Käufern, die vorbeizogen und zuweilen seine Zähne sehen wollten oder seine Schenkel betasteten, um zu sehen, ob er gesund war. Für den Jugendlichen war es traumatisierend, so behandelt zu werden. Er konnte nicht nur sicher sein, seine Familie nie wiederzusehen, sondern wusste auch nicht, wohin er gebracht würde. Oft weinten Sklaven, wenn sie verkauft wurden, aber ihre Gefühle hatten keine Bedeutung.

Es hieß, Schwarze hätten keine Gefühle wie Weiße. Das war eine praktische Vorstellung, denn dann konnte man sie benutzen, wie man wollte. Manchmal wurden eine Mutter und ihre Kinder zusammen verkauft. Doch wenn ein Käufer nur die Mutter oder nur die Kinder haben wollte, konnten sie auch getrennt werden. Einmal verkauft, hatten die Sklaven keine andere Wahl, als ihrer neuen Herrschaft zu folgen.

Mein Herr ist gestorben!



Ich bin nun etwa fünfundzwanzig. Mein Herr, Edward Brodess, ist gestorben. Die Nachricht macht mir große Angst. Nicht, dass ich traurig wäre über sein Ableben. Wie sollte ich einen Mann beweinen, der jeden Tag nach Belieben über mein Leben verfügen konnte? Ich freue mich nie, wenn jemand stirbt, auch wenn es ein Weißer ist, aber ich kann auch nicht besonders traurig darüber sein. Es ist die Angst, die mein Herz lähmt, so sehr, dass ich kaum noch atmen kann und keinen Schlaf mehr finde. Denn was auf den Tod meines Herrn folgt, das ist seine Nachkommenschaft. Seine Nachkommen teilen sich die Erbschaft. Wir werden zwar nie dazu gefragt, doch wir, die Sklaven, sind am meisten davon betroffen. Denn wir sind Teil des Erbes, genauso wie die Möbel, die Felder, das Vieh und die silbernen Löffel. So, wie sie ein Grundstück aufteilen, können sie auch Eheleute oder Eltern und Kinder unter sich aufteilen. Sie machen, was sie wollen, alles, was sie wollen.



Für sie existieren unsere Familienbande nicht. Als ich klein war, haben sie zwei meiner Schwestern verkauft. Sie wurden in den tiefsten Süden geschickt, und wir haben sie nie wieder gesehen. Wir haben nicht einmal gewusst, wohin sie gebracht wurden. Ich erinnere mich noch an die Tränen meiner Eltern, an den unendlichen Schmerz, den ich in ihren Gesichtern sehen konnte. Dieser Schmerz war in die Gesichtszüge meiner Mutter gegraben, und auch mein Vater litt, selbst wenn er seine Tränen hinunterschluckte. Und wir, die Schwestern und Brüder, hatten ein Teil unserer selbst verloren und unsere ganze Kindheit.

Ich stehe hier auf dem Friedhof, und ich höre, wie der Geistliche von dem tugendhaften Leben des Mannes redet, der uns besaß, meine Familie und mich. Ich blicke zu John hinüber. Sie können unsere Verbindung jederzeit auflösen. Ich neige meinen Kopf und betrachte meine Füße im Staub. Ich höre das Schluchzen der Familie Brodess und die monotone Stimme des Kirchenmanns. Ich höre nicht zu, was er sagt, ich höre gar nichts mehr. Ich schaue auf meine Füße, um meine Angst nicht zu zeigen. Ich betrachte meine hageren großen Zehen.

Plötzlich – ich weiß nicht, woher er gekommen ist – ergreift ein Gedanke Besitz von mir: Ich muss weg von hier. Und während diese fünf Worte in meinem Kopf kreisen, spüre ich, wie meine Angst verschwindet. Die Worte sind klar und mächtig. Mir wird ganz warm. Das Blut pocht in meinen Adern, und ich habe beinahe Lust, einen Freudensprung zu machen. Doch ich balle meine Fäuste und starre auf den Boden. Ich beiße mir in die Backen, damit ich nicht lächle. Etwas ist mit mir passiert. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich eine wirkliche Entscheidung gefällt. Es ist, als ob auf einmal ein Schloss aufgesprungen wäre. Und ich begreife etwas: Auch wenn ich eine Sklavin bin, bin ich doch frei! Mein Gott, ich bin frei! Denn ich kann eine Entscheidung treffen. Die Entscheidung zu gehen.

Ich habe Lust, Johns Hand zu ergreifen und auf der Stelle einen Sprung zu machen – so aufgeregt bin ich. Doch ich lass mir nichts anmerken. Vor uns spielt sich noch immer die Beerdigungszeremonie ab. Ich bin unter Sklaven, die zerknirschte Gesichter zur Schau tragen. Auch ich halte den Kopf geneigt und erhebe vor allem nicht die Augen. Damit sie mich nicht verraten. Damit niemand sieht, wie sie blitzen. Endlich ist Brodess begraben, und wir gehen zu unseren Hütten. Endlich sind wir allein, John und ich, und ich kann mit ihm reden.

„John, wir müssen reden.“

„Gern, worum geht es denn?“

„Der alte Brodess ist tot, und vielleicht werden sie uns trennen, wegen der Erbteilung.“

„Ich weiß, ich habe während der ganzen Beerdigung daran gedacht.“

„John“, flüstere ich, nehme seine Handgelenke in meine Hände und schaue ihm direkt in die Augen.

„Was ist los mit dir? Warum lächelst du so?“

„Wir müssen weg von hier, wir müssen fliehen.“

„Was? Bist du verrückt geworden?“

Er zieht ruckartig seine Handgelenke aus meinen Händen.

„Ich dachte, du wärest eine vernünftige Frau, Minty.“

Er schaut verschlossen drein, beinahe wütend. Mein Gesichtsausdruck verfinstert sich. Ich habe vermutet, dass mein Vorschlag ihn überraschen würde, aber ich habe nicht gedacht, dass er ihn so kurz angebunden, so heftig zurückweisen würde.

„Aber was sollen wir denn tun, wenn man uns trennt? Wie stellst du dir das vor?“

„Und wenn wir fliehen und sie uns einfangen? Das bedeutet die Peitsche oder Schlimmeres!“

„Wir würden in den Norden gehen, und wir würden frei und zusammen sein. Wir ...“

„Das Gespräch ist beendet. Minty, ich will nichts mehr davon hören!“

Ich versuche, seinen Arm zu berühren, aber er zieht ihn zurück und sitzt mit zusammengebissenen Zähnen am Tisch. Meine Arme fahren an meinem Rock entlang hinunter. Ich fühle den dicken Stoff unter meinen Händen. Ich mache ein paar Schritte auf dem knarrenden Fußboden. Leise öffne ich die Tür und trete auf die schmale überdachte Terrasse. Hinter den Bäumen geht die Sonne unter. Meine Finger umklammern das Geländer. Ich schaue in die orangefarbene Sonne und lasse ihre schwachen Strahlen in meine Augen hinein. Heiße Tränen fließen über meine Wangen.



Ich kann mich nicht mehr mit diesem Leben in Knechtschaft abfinden. Die Idee der Freiheit hat von mir Besitz ergriffen. Natürlich sind die Gefahren riesig, natürlich würde ich mein Leben riskieren, wenn ich fliehe. Aber wozu ist das Leben hier gut? Vielleicht werden sie mich einfangen. Vielleicht werden sie mich umbringen. Doch sobald ich mein Bündel auf der Schulter trage und den ersten Schritt aus der Plantage heraus tue, werde ich frei sein. Ein Mensch, frei. Das ist das Wichtigste. Außerdem ist Gott auf meiner Seite. Immer. Vielleicht werde ich es schaffen. Ich habe keine andere Wahl.



FLUCHT

Die Sklaven mussten sich vor allem auf sich selbst verlassen, wenn sie erfolgreich von ihren Herren flüchten wollten. Manche brachen zu Fuß auf, wie Harriet Tubman, andere flohen in einem Boot, wenn sie nahe an einem Fluss oder am Ozean lebten und segeln konnten. Henry Brown* hat sich sogar selbst mit der Post verschickt, um zu fliehen! Er ist sechszwanzig Stunden in einer Holzkiste gereist, die nach Philadelphia geliefert wurde, wo es keine Sklaverei gab.

Andere wiederum, wie Harriet, konnten auf die Hilfe der Mitglieder der Underground Railroad*, der „Untergrund-Eisenbahn“, zählen. Besonders die Quäker waren immer eine große Hilfe. Das sind weiße Christen, die einem ganz besonderen Glauben anhängen. Sie müssen nicht bestimmten Regeln folgen wie die Angehörigen der meisten Religionen, und sie haben keine Kirchen. Für sie kommt es darauf an, im Einklang mit festen Werten zu leben. Einer dieser Werte ist für sie, dass alle Menschen dieselben Rechte haben, egal, was ihr Geschlecht, ihre sexuelle Ausrichtung oder ihre Hautfarbe ist. In ihren Augen war die Sklaverei ein Gräueltat, und viele von ihnen nahmen Flüchtlinge auf oder halfen ihnen, weiterzukommen. Andere überzeugte Abolitionist:innen*, weiße und Schwarze, halfen ihnen bei ihren Transporten auf den Routen in die Freiheit.

Im geheimen Netzwerk der Underground Railroad benutzte man die Sprache der Eisenbahnen. „Bahnhöfe“ hießen die Häuser, wo Sklaven sich verstecken und ausruhen konnten, die Führer hießen „Lokführer“, und die „Güter“ waren die Menschen, die sich auf der Flucht befanden.

HARRIETS RATSCHLÄGE FÜR EINE GELINGENDE FLUCHT

- Am Samstagabend aufbrechen, denn die Sklaven arbeiten am Sonntag nicht, und wenn jemand verschwindet, wird das erst am Montag bemerkt werden.
- In der Nacht wandern und tagsüber schlafen; so wird man weniger leicht entdeckt.
- Durch Flüsse waten, denn sobald man ins Wasser tritt, verlieren die Spürhunde die Fährte.
- An Weihnachten aufbrechen, wenn die Sklaven ihre Familien auf anderen Plantagen besuchen dürfen. Deshalb sind zu dieser Zeit viele Sklaven unterwegs, und es ist nicht so leicht herauszufinden, ob sie die Erlaubnis dazu haben oder ob sie auf der Flucht sind.

Ich mache mich auf



September 1849: Heute Nacht bin ich losgegangen. Allein. Ich habe gewartet, bis der Polarstern am Himmel erschien. Er zeigt stets unfehlbar den Weg nach Norden. Er wird mich nach Pennsylvania führen, einem Staat, in dem keine Sklaverei gibt. Ich marschiere im Dunklen, so leise wie möglich. Ich tauche in die Nacht ein und entferne mich Schritt für Schritt weiter von der Macht meines Herrn. Man hat mir das Haus einer Quäkerfamilie genannt. Ich klopfte an der Tür, und eine Frau lässt mich sogleich eintreten, so, als ob wir uns schon seit Langem kennen. Sie nennt mich „Freundin“, so wie das bei den Quäkern Sitte ist, gibt mir zu essen und ein Dach für die Nacht. Am nächsten Morgen, bevor ich aufbreche, reicht sie mir einen Zettel, auf den etwas geschrieben ist. „Ich kann nicht lesen“, sage ich zu ihr. Sie antwortet, dass das keine Rolle spielt; ich solle nur bei einer anderen Frau anklopfen, deren Haus sie mir beschreibt, und ihr den Zettel geben. Sie würde mich dann aufnehmen. Alles klappt, doch in dem Augenblick, als meine Wohltäterin mich hereinbittet, taucht ein Reiter auf dem Weg auf. Da gibt sie mir einen Besen in die Hand und fängt an, mich anzuschreien: „Los, und ein bisschen schneller bitte!“ Ich mache, was mir aufgetragen worden ist, und setze eine unterwürfige Miene auf. Sobald der Mann in der Ferne verschwunden ist, entschuldigt sie sich dafür, mit mir in diesem Ton gesprochen zu haben, und lässt mich ins Haus.

